

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 206.

Montag, 31. Juli

1933.

## Als Ines aus Leningrad kam

Roman von Maria Renée Daumas

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Webner gab schließlich nach. Es lohnte sich ihm kaum, zu zanken, wenn ihm auch eine Hochzeit, wie Marianne sie wünschte, zuwider war. Ihm hatte der Hochzeitstag ein Weibtag sein sollen; aber wenn Marianne es anders empfand, — nun gut, auch dieser Tag würde vorübergehen, und wieder dachte er daran, wie Ines Michahelles sich im gleichen Falle verhalten hätte.

Er dachte an ihr würdiges und ruhiges Benehmen auf dem russischen Amte, an den traurigen Abschied von ihrem Mütterchen Katja und an ihr Verhalten während der Reise, da sie ihm, dem Fremden, von dem sie annehmen mußte, daß sie ihn kaum jemals im Leben wiedersehen würde, eine so angenehme Gefährtin gewesen war.

Er seufzte unwillkürlich, und dann veröhnte er das hübsche, eigensinnige Kind, das seine Braut war.

Wenige Wochen später fand dann die Hochzeit in der Art und Weise statt, wie Marianne es sich immer gewünscht und erträumt hatte! Viel Aufsehen, viele Leute — eine Feier in einem geschmückten Saale, welche ein gutes Teil der mühsam zurückgelegten Ersparnisse der Eltern verschlang, — und hinterher Tanz bis in die Nachtstunden.

\*

Ines Michahelles bewohnte bei ihren Eltern ein reizendes Zimmer, das ihre Mutter mit allem Kostbaren und Schönen geschmückt hatte, um der endlich Heimgekehrten ihre ganze Liebe zu bezeigen, die sie so lange hatte entbehren müssen. Sie hatte dabei gehandelt wie die meisten Menschen, die das schenken, was sie für schön und richtig halten, ohne auf den Geschmack der Beschenkten Rücksicht zu nehmen.

In diesem Falle machte sich das doppelt bemerkbar, da Frau Michahelles und ihre Tochter bisher unter ganz verschiedenen Verhältnissen gelebt hatten, und die Mutter unmöglich wissen konnte, wie es um die Reigungen und Wünsche der Tochter, die sie ja gar nicht kannte, bestellt sein mochte.

Nun war Leonie eine Frau von gutem Geschmack, und Ines, die zwar bisher ärmlich gelebt hatte, besaß trotzdem einen angeborenen Instinkt für alles Wertvolle; es konnte da also keine allzu breite Kluft zwischen den Meinungen der beiden Frauen entstehen.

Das Mädchen war in den trüben Zeiten der russischen Revolution und in den armseligen Verhältnissen, unter denen sie gelebt hatte, frühzeitig ernst und innerlich reifer geworden, als es ihren Jahren entsprach; aber sie hatte auch gelernt, bescheiden zu sein, und alles Prunkhafte, das man für ihre Person aufwandte, schien ihr, gemessen an dem Elend, das sie ihr Leben lang geschaut hatte, wie eine Hoffart, ein Unrecht ihren Mitmenschen gegenüber.

Gewiß, sie freute sich der liebenden Fürsorge der Mutter, mit der diese alles auf das Schönste für sie hergerichtet hatte, aber wenn sie sich in der eleganten Nachtwäsche unter der seidenden Daunendecke streckte, dann dachte sie an die derbe, vielgeflüchte Wäsche Mütterchen Katjas, dachte sie daran, daß der arme Selesstoff überhaupt nur zwei Hemden besessen hatte, weil die Preise für neue beinahe unerschwinglich waren.

Dann löschte sie das Licht in ihrem Zimmer, um den Luxus, der sie umgab, nicht mehr zu sehen, und weinte in ihre Kissen; aus Sehnsucht nach dem Verlassenen dort in Rußland, aus Einsamkeitsgefühl und aus Trauer . . . und Scham über ihr jekiges Leben.

Nichts als Wohlleben, Berwöhntwerden und Müßiggang, das konnte sie auf die Dauer nicht ertragen!

Zuerst war es ihr vorgekommen wie ein Traum, aus dem sie bald zu erwachen wünschte, weil er sie bedrückte. Als sie aber sah, daß alles Wirklichkeit war, und daß ihr ganzes künftiges Leben weiter so verlaufen sollte, da begann ihr zu grauen.

Keine Pflichten, keine Beschäftigung! Nichts, was ihr Freude an eigenen Schaffen geben konnte!

Dazu kam, daß sie sich zu ihrer jekigen Umgebung nur sehr schwer einstellen konnte. Vater und Mutter waren ihr immer noch zwei fremde Menschen, denen sie sich in jener Demut und Ergebenheit fügte, die sie in Rußland gelernt hatte. Aber ihr Herz blieb unbewegt. Diese saßen, von Luxus umgebenen Menschen waren nicht von ihrer Art.

Nie würde sie sich wohl bei ihnen einleben können.

Bei den Geschwistern aber, denen sie ja im Alter näherstand, merkte sie eine leise Feindseligkeit; sie wußte, sie hielten irgendwie gegen sie zusammen, wenn sie auch zu gut erzogen waren, als daß sie ihr unhöflich begegnet wären.

Dies Verhalten schmerzte sie ein wenig.

In ihrer großen Einsamkeit hätte sie gern gewünscht, diesen beiden jungen Menschen näherzukommen, vielleicht nur, um jemanden zu haben, den sie lieben und um den sie sorgen konnte. Sie wußte, daß die beiden Geschwister irgendeinen Mangel an Liebe in ihrem Elternhause zu beklagen hatten, daß sie deshalb so fest zusammenhielten, und daß sie selbst die unschuldige Ursache dazu war, da um ihres, Ines', Andenkens willen die Mutter die beiden jüngeren Kinder stets ein wenig zurückgesetzt hatte.

Junge Menschen sind nun einmal so eingestellt. Sie sehen nur das Leid, das ihnen angetan wird, und machen nun denjenigen Menschen dafür verantwortlich, der ihrer Meinung nach daran schuld ist, ohne zu fragen, ob jener nicht selbst leidet.

Jedenfalls dachte Ines, daß es nun ihr Bestreben sein müsse, wenn irgendmöglich, die Zuneigung der beiden Kinder zu gewinnen und ihnen in treuer geschwisterlicher Liebe einen Ersatz für das zu bieten, woran es die Mutter ihnen gegenüber hatte fehlen lassen.

Biel dachte sie auch in dieser ersten Zeit, die sie im Elternhause verlebte, an ihren Reisekameraden — er hatte, kurz nachdem er nach B. zurückgekehrt war, an sie geschrieben, hatte nach ihrem Ergehen gefragt, und wie sie sich eingelebt habe.

Sie hatte sich über diesen Brief geireut wie ein beschenktes Kind, aber die Antwort, die sie erst nach vielen Tagen schrieb, weil sie sie immer wieder hinausschob, war doch kühl und förmlich ausgefallen und hatte nichts von den Empfindungen ihres Herzens wiedergegeben; denn zwischen ihr und Webner stand ja jenes Mädchen, das seine Braut war, und das wohl bald seine Frau werden würde, das Mädchen, um dessentwillen er auf eine Ehe mit ihr, dem reichen Mädchen, verzichtet hatte.

Wie mußte er jene andere lieben!

Wenn Ines' reine und fromme Seele eines Reidgefühls fähig gewesen wäre, hätte sie dieses Mädchen vielleicht um die Liebe des Mannes beneidet.

Alfred Webner war, als er Ines' Brief erhielt, recht enttäuscht. Das war nicht die Ines, die er kannte, die aus diesem Briefe sprach. Und er glaubte nun, er sei für das in Wohlleben und Reichtum lebende Fräulein Michahelles abgetan; das Reisedyll war wohl längst von ihr vergessen worden, und da war er zu stolz, sich aufzudrängen. So schwieg er und schrieb nicht mehr.

Das Schicksal hatte sie wohl endgültig getrennt.

Ines hatte versucht, im Hause der Eltern einen Wirkungskreis zu finden, aber für alles waren Dienstboten da, und Frau Michahelles sah sie erstaunt an und begann darauf zu lachen, als Ines sie fragte, ob sie nicht Wäsche ausbessern dürfe, oder ob nichts an den Sachen des Vaters oder der Geschwister zu nähen sei.

„Wo denkst du hin, Kind?“ sagte die Mutter, „Wäsche stopfen! Du willst dir wohl die Augen verderben?“

„Aber bei Mütterchen Katja habe ich es doch auch immer getan, Mama, da war es lange nicht so hell in der Wohnung wie hier, und ich habe mir nicht die Augen verdorben.“

Leonie verzog schmerzhaft das Gesicht. Dieses „Mütterchen Katja“ ging ihr auf die Nerven. Sie wollte es aber vor ihrer Tochter nicht merken lassen, denn schließlich war sie ja der Katharina Seleskoff in der Tat sehr viel Dank dafür schuldig, daß sie ihr Ines erzogen und behütet hatte. Aber sie empfand ein häßliches Gefühl von Eifersucht der Frau gegenüber, der offenbar Ines' ganze Liebe gehörte, während diese zu ihr niemals zärtlich, sondern nur gehorsam und unterwürdig war.

In der folgenden Nacht lag Frau Michahelles schlaflos und überlegte, warum die Anwesenheit der Tochter ihr nicht das Glück gebracht habe, was sie in all den Jahren der Trennung erhofft hatte.

Ines' Wesen war ihr fremd, so sehr sie das Mädchen liebte; sie konnte in ihrer Nähe nicht recht froh werden. Der Vers fiel ihr ein:

Die Hoffnung ist des Lebens Poesie,  
Was man erreicht, ersetzt die Hoffnung nie. —

Es mußte etwas Wahres in den Worten liegen. Was hatte sie sich alles erhofft und erträumt von dem Zusammenleben mit der fernen so heiß Geliebten und lange Entbehrten, und nun da sie bei ihr war, lebten sie äußerlich zusammen, innerlich aber aneinander vorbei.

Woran mochte das liegen?, sann Frau Michahelles. An der Ungleichheit der äußeren Verhältnisse, unter denen sie beide gelebt hatten? Oder daran, daß das Mädchen wußte, daß sie ihre Kindheit nicht behütet hatte, während Katharina Seleskoff, eine Fremde, ihr Mutter gewesen war?

Es war doch aber nur das böse Geschick gewesen, das sie, Leonie, von ihrem Kinde getrennt hatte, und an dem Geschick trug sie selbst nicht die Schuld.

Wie ernst und verschlossen das Mädchen war! Mit Frau Seleskoff hatte sie sicherlich ganz anders zusammengeliebt.

Vielleicht auch sehnte sich Ines nach Beschäftigung, fiel ihr plötzlich ein. Warum hätte sie sonst heute gefragt, ob sie Wäsche ausbessern dürfe!

Ja, so war es wohl; denn von Rußland her war sie an ein Leben der Arbeit gewöhnt, wenn sie auch nicht viel darüber sprach.

Sie beschloß darum, morgen sofort mit Ines darüber zu reden, und schlief unter diesen Gedanken endlich ein.

Am nächsten Tage kam sie dann schon in den frühen Vormittagsstunden in Ines' Zimmer. Sie fand diese am Fenster sitzend über einen Brief gebeugt.

Ines erhob sich sofort und legte das Schreiben Katjas, auf das sie seit Tagen gewartet hatte, beiseite.

„Du wünschst, Mama?“ fragte sie höflich.

Frau Michahelles setzte sich auf den Stuhl, den Ines soeben verlassen hatte und zog einen Sessel für sie heran.

„Komm Kind, setz' dich zu mir“, sagte sie freundlich, „wir wollen miteinander reden. Du hattest eben einen Brief in der Hand, möchtest du den erst zu Ende lesen?“

Ines schüttelte den Kopf. „Nein, danke, Mama; das kommt später zurecht.“

Frau Michahelles hätte gar zu gern gewußt, von wem der Brief sei. Ines hatte eben so glücklich ausgesehen, als sie sie beim Lesen überraschte. Einen solchen Gesichtsausdruck hatte sie bei der Tochter noch nie gesehen.

„Aus Rußland?“ fragte sie plötzlich und sah das Mädchen forschend an.

„Von Mütterchen Katja, Mama.“

Frau Michahelles preßte die Lippen schmal zusammen. Daher also die Freude; jetzt verstand sie.

„Du fragtest mich gestern, Ines“, begann sie etwas kühler, als sie vielleicht zu sprechen beabsichtigt hatte, „ob du mir nicht mit irgendetwas im Hause helfen könntest. Sieh, hier liegen die Verhältnisse anders als in Rußland und bei den Seleskoffs, denn Katharina war, ehe sie zu uns kam, ein einfaches Kinderfräulein und ihr späterer Mann war ein Bauer; die Instinkte und Geschmäcker dieser Leute sind schließlich anders als diejenigen der Menschen unserer Kreise, und da es leider das Unglück gewollt hat, daß du solange bei ihnen leben mußtest, so haben sie dir wahrscheinlich allerlei eingeimpft und beigebracht, was für uns für hier nicht paßt. Ich mache den guten Seleskoffs keinen Vorwurf, versteh' mich nicht falsch, mein Kind, aber da du doch nun hier lebst, so mußt du dich natürlich auch den hiesigen Verhältnissen anzupassen suchen. Und nicht nur das, du mußt auch versuchen, dich innerlich auf uns einzustellen und die russischen Zustände zu vergessen.“

Ines' Gesicht wurde noch ernster und verschlossener als bisher.

Rußland und Mütterchen Katja vergessen? Konnte das die fremde, elegante Frau, die ihre Mutter war, im Ernst verlangen?

Langsam und schwer hob sie den Blick und ließ ihn in peinlicher Eindringlichkeit auf der anderen ruhen, so daß diese unwillkürlich die Augen senkte.

Leonie Michahelles war keine böse, auch keine schlechte Frau, nur die Liebe zu ihrem Kinde machte sie ungerecht. Nun fühlte sie wohl selbst, daß sie über das Ziel hinausgeschossen war, und suchte einzulenken, schon, um sich die Tochter nicht noch mehr zu entfremden.

„Glaub' nicht, daß ich undankbar bin und das Verdienst der Seleskoffs um uns schmälern will. Aber ich möchte, daß du dich glücklich bei uns fühlst, und das kannst du nicht, wenn du die Gewohnheiten und Neigungen, die in Rußland ganz passend für dich gewesen sein mögen, auch hier beibehalten willst.“

Wir haben hier auf die Stellung deines Vaters die gebührende Rücksicht zu nehmen, wir können uns nicht ans Waschschaft stellen, wie Katharina das wahrscheinlich hat tun müssen, oder selbst unsere Kleider nähen. Wir müssen ein großes Haus führen, in Gesellschaften gehen und selbst welche geben, uns bei Wohltätigkeitsveranstaltungen zeigen — siehst du, das alles sind Verpflichtungen, die ich habe, und die du als unsere erwachsene Tochter auch hast.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleiner Frauenspiegel.

Von Heinz Dnnasch.

Sprich einer Frau hundert Reize zu, und sie werden einen einzigen nicht aufwiegen, den du ihr absprichst.

Seitdem es üblich geworden ist, die Eitelkeit der Frauen zu den vornehmen Eigenschaften zu zählen, haben diese vielerorts das Übergewicht erhalten.

Das einzige Lob, das eine Frau dem Äußeren eines Mannes zollt, sind die Worte: „Er sieht gut aus“. Und das klingt dann, als sei es ein mildernder Umstand.

Die Logik der Frau liegt in der Konsequenz ihrer Unlogik.

Eine Frau hat selten einen anderen Maßstab für Recht und Gerechtigkeit als ihren Instinkt.

## Verdacht.

Stizze von Fritz Müller-Partenkirchen.

„Bartl?“ fragte der Fremde, der einen Bergführer suchte. „Ist das nicht der, der wo —“  
„Ja“, sagte müde der Mann im Verkehrsbüro. „Was ja? Wissen Sie denn, was ich sagen wollte?“  
„Sie sind der zehnte heute, dem ich diesen Führer nenne. Sie sind der zehnte, der die Augenbrauen aufzieht: „Bartl? Ist das nicht der, der wo —“  
„Also haben ihn die anderen neun alle —“  
„Abgelehnt, wie auch Sie auf ihn verzichten werden.“  
Der Fremde zögerte. „Wenn man wüßte —“  
„Man weiß. Und dennoch. Es ist stets dasselbe. Der Verdacht — er mag zehnmal abgetan sein, er erhebt zum erstenmal sein schielend Haupt —“  
„Um, Sie sind ein Dichter, junger Mann?“  
„Ich wollt', ich wär's. Ich beschrieb dieses Scheusal, dies unsterbliche —“  
„Welches Scheusal?“  
Der Mann am Schalter schaute nach der Uhr: „Büroschluß. Ich hätte Zeit. Darf ich's Ihnen knapp erzählen?“

Bartl führte einen jungen Russen. Es war eine von den leichten Touren, auch für Mütterchunden. Da fiel Schnee ein, Regen drauf und Frost, ein Sturm dazu und kalte Blitze. Bartl kam allein zurück. Der Russe habe eigensinnig plötzlich abgewendet. Ob er etwa vorher angekommen wäre? Nein? Noch in derselben Stunde kehrte Bartl um und suchte — suchte. Vergebens bat man ihn, er möge warten, bis, wie es Vorschrift sei, zumindest noch ein zweiter Führer sich gerichtet hätte.

Am anderen Morgen brachte er den Abgestürzten angeschleppt. Das übliche Protokoll. Das übliche Verzeichnis der beim Toten vorgefundenen Dinge. Die übliche Depeche an den Vater. Das übliche Begräbnis. Die übliche Grabrede. Der übliche Dank an den, der den Lebenden geführt und den Toten dann geborgen hatte.

Dann eine kleine Pause.

„Was den Vergungslohn für meinen Sohn betrifft, darf ich bitten, sein Notizbuch einzusehen. Mein Sohn war sehr genau. Sehen Sie den Eintrag noch am Aufstiegmorgen: Kassenbestand Mark 135.—. Bergführer Bartl vorausbezahlt Mark 30.—. Stimmt doch, nicht wahr?“

„Sell wohl.“

„Rest Mark 105.— steht hier, Herr Bartl.“

„Sell wohl.“

„Rest Mark 105.—“, wiederholte der Russe lauter. „Sell wohl“, wiederholte Bartl gleichmütig freundlich, „wenn's dem Herrn juckt schwer fall'n, den tariflichen Vergungslohn gleich jetzt zu zahlen —“

„Nein, Bartl, das fielen mir nicht schwer, etwas anderes fällt mir schwer. Die Brieftasche meines Sohnes —“

„War ihm bei dem Sturz herausgefall'n, ist neben seiner Leich' g'leg'n, Herr.“

„Ohne Geld, Bartl, wie das Protokoll besagt.“

Der Bartl war sich durch das krause Berghaar gefahren. Es war von Natur aus wirr. Jetzt ward er selber wirr.

„Ohne Geld? Ohne was für ein Geld? Was soll das heißen, Herr?“

„Nun, 's ist nicht weiter schlimm, Sie haben sich für die Vergung eben gleich bezahlt gemacht, nicht wahr?“

Wäre ihm jetzt Bartl an die Gurgel gesprungen, so wäre alles — gut gewesen. Seine Unschuld wäre auf der Hand gelegen. Auf der Hand, die selber an der Gurgel lag, der Affekt ist ein Beweis. Nicht vor Gericht, das würde nicht behelligt, aber vor der öffentlichen Meinung, auf diese kommt es an, auch bei einem

Bergführer. Bartl sprang dem anderen nicht an die Gurgel. Zum Springen gehört Kraft. Die hatte ihn verlassen. Ein Führer, dem gesagt wird, er habe den Geführten bestohlen, steht auf einem Eisfeld ohne Bidel, ohne Schuhe, selbst die Kleider sind ihm herabgerissen, nackt steht er da und zittert, nicht nur vor Kälte, denn jetzt muß er gleiten.

„Er hat gezittert, das genügt mir“, erzählte es der Russe weiter.

Danach glitt der Bartl.

Erst langsam, denn noch gab es ein paar Wurzeln, gab es ein paar Menschen, die ihn hielten, wenn er sich nicht zu fest in sie verkrallte. Aber gebe einer einem Gleitenden Gebrauchs-anweisungen fürs Festhalten! Also rissen sie aus, die Wurzeln und die Menschen, vor dem Bartl, der sie verzweifelt angefaßt hatte: „Haltet mich!“ Sie wichen aus vor ihm im Wirtshaus. Man konnte nicht wissen. Sie schnitten ihn auf der Straße: Weiß man's? Sie drückten sich auf seinem Bittgang, einen Lauspaten für sein Kind zu finden, mit einem scheuen Blick auf den Boden: Lag da nicht eine aufgeklappte, leergekostete Brieftasche?

Wenn die Wurzeln reissen, gibt es Fingernägel. Mit den Fingernägeln laun der Gleitende sich in die abschüssige Platte krallen. Aber der Frost hatte zugenommen; das Eis der Platte und der Menschen, die den Bartl kannten, war so hart geworden, daß sich seine Fingernägel unbogen, er glitt weiter. Jetzt war kein Halten mehr, jetzt stürzte Bartl in die große, barnherzige Tiefe, Trunk geheissen. Im Stürzen kaufte er an einer Felspalte vorbei, aus der was bligte, aus der was wechte. Der Sturz war zu schnell, er konnte es nicht erkennen.

Um die gleiche Zeit brachte ein Hirtenbublein in die Gemeindefangslei einen Hundertler und zwei Silberstücke, die er in einer Felspalte unterhalb der Aufschlagstelle gefunden hatte. Die Silberstücke waren blind und bligten kaum noch, der Hundertler war ein durchgeweichter Felsen, dessen Nummer kaum erkennbar war. Die Reichsbank machte Schwierigkeiten, ihn durch einen neuen zu ersetzen.

Auch durch des Bartl Hirn bligte kaum noch ein Verständnis, als man ihm die Nachricht brachte; auch der Bartl war ein durchgeweichter Felsen, dessen Bergführerabzeichen kaum erkennbar war.

Es fand sich aber jemand mit einem chemischen Verfahren, um die Nummer des Hunderters — 563877D — wieder einwandfrei sichtbar zu machen, so daß man einen neuen Hundertler dafür bekam.

Für den Bartl fand sich ein Verfahren in einer Heilanstalt. Gewiß, sie heilte ihn. Gewiß, er hätte wieder führen können.

„Aber mit dem chemischen Verfahren ist's bei Menschen nicht getan“, schloß der Mann am Schalter, „der Reichsbank-schein, der neue, hat es leichter, der geht von Hand zu Hand, und niemand fragt mit einem scheelen Blick: „Ist das der, wo —?“ Der braucht einen anderen Menschen, der ihn unbesehen und vertrauensvoll nimmt. Sie verzichten also auf den Bartl, Herr, wie die anderen verzichten haben?“

Der Fremde gab keine Antwort. Er hatte sich abgewandt. Durch das Fenster des Verkehrsbüros sah er auf die abendliche Dorfstraße. Plötzlich zuckte er zusammen, mit dem ausgereckten Finger wies er hinaus: „Der ist's?“

„Der ist's“, sagte ich, der Beamte des Verkehrsbüros. Der Fremde hatte während das Fenster aufgestoßen: „Bartl!“ Ein vergrämtes Anlitz wandte sich langsam, sah herauf, müde, nur mit einem kaum sichtbaren Wlben einer fernern Hoff-nung. „Der Herr wünschen?“ sagte er, ganz nahe ans ebenerdige Fenster tretend.

„Sind Sie frei für morgen?“

Bartl nickte schwer. „Welche Tour wünschen der Herr?“

„Die gleiche, die Sie damals mit dem Russen machten.“

Wie unter einem Feilschenhieb zuckte Bartl, hilflos und mit leeren Augen starrte er an uns vorbei, und ich bereute, daß ich diesem Fremden solchen groben Zugriff in die Seele eines anderen ermöglichte hatte.

Aber der Fremde hatte plötzlich nach der Hand des Bergführers gegriffen. „Wir sind Kollegen. Wie hat ein Verdacht, wie Ihnen, den Beruf zerklüftet. Menschen können sein wie Bestien. Ich habe es überwinden. Nicht allein. Das kann der Stärkste nicht. Ich hatte aber einen Freund, der wanderte in die Neue Welt. Vorher übergab er mir sein ganzes Vermögen zur Verwaltung — ohne Quittung, ohne Inventarverzeichnis. „Morgen hole ich es wieder ab“, scherzte er. Er hat es nicht mehr abgeholt, er ist gestorben drüben. Hier, Bartl, meine Brieftasche — ohne Quittung, ohne Inventarverzeichnis. Morgen hole ich's wieder ab zur großen Tour.“

Füglicherweise sollte die Geschichte damit schließen. Sie schließt nicht damit.

Den Fremden traf in dieser Nacht der Schlag in seinem Gasthof. Er begab sich ohne Bartl auf die große Tour.

Der Bartl aber brachte mir die Brieftasche zurück, für die Verlassenschaftsbehörde. Sein Gesicht war frei. Der alte Bergschalk spielte wieder über seine offene Stirn. „Jetzt bin ich wieder, der ich war.“

Des Toten Kraft war auf ihn übergegangen. — —

## Gedanken über das Reisen.

Von Rudolf Presber.

Das Reisen mehrt dein geistig' Gut,  
Drum rat' ich, Freund, dir: Wandre!  
Und dann — auch das macht Lust und Mut:  
Wenn einer eine Reise tut,  
Dann ärgert sich der andre!

Anfang August 1492 fuhr Christoph Columbus zum erstenmal von Palos nach Guanahani. Ende Mai 1930 fuhr August Bemmchen zum erstenmal von Dresden nach Pirna. Den größeren Genuß von beiden hat August Bemmchen gehabt. Was sich durch sein glücklicheres Temperament erklärt.

Was mir im Ausland so viel Spaß macht, das ist, daß man die menschlichen Torheiten mal in einer anderen Sprache hört.

Am langweiligsten ist die Welt, wo nur Engländer verkehren; am geräuschvollsten, wo Obstweine probiert werden; am farbigsten — auf Ansichtskarten.

Was kümmert sich der Träumer viel,  
Wohin sein Weg gebahnt ist?  
Die schönste Reise erreicht ihr Ziel  
Reist anders, als geplant ist.

Ein Engländer nahm sich Lord Bacon's Mahnung zu Herzen, daß man, um ein Land mit Genuß zu besuchen, erst seine Sprache kennen lernen müsse. Er lernte im Winter Deutsch. Dann fuhr er im Sommer nach München. Im ersten Abend besuchte er einen Keller. Dort verstand er aber weder die Kellnerin noch die Blumenfrau noch das Mädchen mit den Salzbrezeln noch den Zeitungsmann noch den Wirt, der schließlich zu Hilfe gerufen wurde. — Da reiste der Engländer am nächsten Tag nach England zurück und schrieb in sein Tagebuch: Die Deutschen können nicht einmal ihre eigene Sprache.

In einer Nervenheilanstalt trafen sich zwei schwere Patienten. Der eine hatte im Winter eine Expedition quer durch Tibet geleitet. Der andere war an einem herrlichen Mai-Sonntag nach Werder in die Baumbülte gefahren.

Der Unterschied zwischen Zuhause und In-der-Fremde ist dieser: Zuhause finde ich meine eigenen Sachen nicht. In fremden Hotels finde ich wenigstens das, was die anderen vergessen haben.

Das war vom fahrenden Publika  
Schon stets die Meinung der Weisen:  
Unleidliche Menschen sind nirgendswo  
Unleidlicher als auf Reisen!

Haben Sie sich auch die Katakomben in Rom angesehen? — Also, ich bin extra dazu die Via Appia runtergefahren. Aber, was glauben Sie — die Leute haben mir zugemutet, ich soll auf einer dunklen Steintreppe unter die Erde kriechen — für Geld unter die Erde!

## Müder Mann in einem Auto.

Von Walter Perich.

Diese Begegnung geschah vor einigen Wochen in jener Morgenstunde, die für die meisten Menschen wie eine helle Tür vor dem dunklen Raum täglicher Geschäfte liegt, und sie geschah auf dem größten Plage der Stadt, neben ungeduldig zitternden Motoren der Kraftdroschken und des Autobus, dem Warten der Straßenbahnlosse und inmitten nervöser Fußgänger. Niemand und nichts konnte weiter, in der Richtung unseres Kommens hatte der Verkehrshilfsmann die rote Scheibe hervorgekehrt. Es war eine Minute Atemholen bei Mensch und Gefährt — ein leises Ducken, wie es Sockens und Kutler vor dem Start haben — man wartete, und war wohl oder übel konzentriert auf die von Obrigkeit und Vernunft organisierte Ruhe.

Aber uns allen war so etwas wie Sonne, und um uns lag von einem großen Park in der Nähe her, ein Erdgeruch. Neben mir hielt ein Auto unendlich sanft, mit einer be-

schwungen und lautlosen Blöcklichkeit. Man spürte sofort: dieses Auto muß sehr kostbar sein, und sein Inhalt hat schon keinen von nur beschuhten Erdenbürgern erfassbaren Wert mehr, so achtungsvoll, so bedacht und so behutsam wird mit dem Insassen verfahren!

Der Chauffeur saß vornehm wie ein alter Herrschaftskutscher am Steuer, starrte amerikanisch in das Gewirr der fortrollenden Straße, besorgte, nicht unnützlich einen kostbaren Bruchteil einer Sekunde dem Wagen die Stille und die Ruhe zu lassen. Der Herr im Auto, dachte ich mir, muß es sehr eilig haben, er wird brennen und fiebern, durch die Reihe seiner Angestellten hindurch in das Privatkontor, den Geschäftsraum voll sakraler Bedeutung, zu treten, ein Kaufmann, ein Diplomat, ein Finanzier oder ein großer Erfinder, überzeugt von der weittragenden und symbolischen Bedeutung all seines Tuns.

Die Polster waren tief und fein, im nachwirkenden Auf des Haltens schüttelte sich am Hinterfenster der Limousine ein farbenprächtiger Fetisch, das Gebilde einer reichen und ängstlichen Phantastik, und schließlich wurde hinter Spiegelscheiben, tief in die teuren Sitze gedrängt, das Gesicht eines Mannes über schwarzem Pelz, unter schwarzem Hut, müde, ja, verzweifelt, von schweren Gedanken überschattet, erkennbar. Der Mann rührte sich nicht, als der Wagen mit der Vorsicht, die einem gläsernen Gehäuse gebührt, abgebremst wurde, seine Augen starrten teilnahmslos auf das grobe Nummernschild der Straßenbahn, teilnahmslos auf die warme und billige Behütung des Bahnführers und vorbei an dessen gesund gerötetem Gesicht. Und als ich seinen Blick erhaschte, und mit einer mir unverständlichen Furchung hinter ihm nach den Gründen und der inneren Bewegung dieses Fremden suchte, als der Herr, ersten Impulsen folgend, forstehend seitwärts blicken wollte, dann sich aber meiner lautlosen Frage willig überließ, stand sie vor mir: die große ergebene Mattigkeit des müden Mannes in einem Auto.

Bekunden . . .

Dann schob der Verkehrsmaß grün über rot und gab die Bahn frei, der Motor sprang mit leisem bestriebigen Laut ein. Elegant und sanft gerundet blieb nur noch die Hinterrout des kostbaren Wagens meinem Blick.

Dann war er um die Ecke verschwunden.

Es sind Wochen vergangen, und ich habe viele Männer in vielen kostbaren Autos angeblickt. Sie saßen tief in ruhespendenden Polstern, und hinter ihnen schüttelte ein Fetisch, das Gebilde einer reichen und ängstlichen Phantastik, langsam hin und her. Ich habe sie belauscht in den Sekunden, da ihre Geschäfte und die Menschen sie sich selber überließen, und vielleicht half es ihnen etwas, zu spüren, wie ein kleiner unwichtiger, von seinem symbolhaft-allgemeingültigen Tun so gar nicht überzeugter Mensch und Fußgänger mit der Frage aller Menschen neben ihrer behaglichen Haft auf dem Straßenpflaster wartete und sich so mancherlei Ideen zusammenphantasierte. Vielleicht denkt der und jener am Abend, wenn er die Zigarre entzündet und die Kurse durchgesehen hat, nun eine Minute an sich selbst.

Vielleicht.

## Die Spottdroffel vergiftet ihr Junges.

Der amerikanische Naturforscher Archibald Rutledge erzählte kürzlich:

Durch ein Erlebnis, das ich als Knabe in Carolina hatte, wurde ich für Lebzeiten davon geheilt, wilde Tiere einzuferkeln.

Es genügte mir nicht, die Spottdroffeln in den Federn singen zu hören — ich beschloß, einen jungen Vogel in einen Käfig zu setzen und so einen solchen kleinen Musikus ganz für mich zu haben.

Als er den zweiten Tag im Käfig saß, beobachtete ich, wie seine Mutter mit Zitter im Schnabel zu ihm geflogen kam. Diese Fürsorge freute mich, denn die Mutter verstand es ja sicherlich besser als ich, ihr Junges zu füttern. Am nächsten Morgen war mein rührender kleiner Gefangener tot. Als ich von diesem Erlebnis dem berühmten Ornithologen Arthur Wayne erzählte, sagte er mir:

„Es kommt vor, daß eine Spottdroffel ihr Junges, das sie gefangen findet, mit giftigen Beeren füttert. Sie will ein Geschöpf, das sie liebt, lieber tot als in Gefangenschaft sehen.“